

# Die Deutschen und der Nationalsozialismus

*«Ein Volk, ein Reich, ein Führer»*



Dietmar Süß

Die deutsche Gesellschaft  
im Dritten Reich

C·H·Beck

## Die Deutschen und der Nationalsozialismus

**Sybille Steinbacher**

*«Dass ihr mich gefunden habt»*

Hitlers Weg an die Macht

**Dietmar Süß**

*«Ein Volk, ein Reich, ein Führer»*

Die deutsche Gesellschaft im Dritten Reich

**Markus Roth**

*«Ihr wißt, wollt es aber nicht wissen!»*

Verfolgung, Terror und Widerstand im Dritten Reich

**Moritz Föllmer**

*«Ein Leben wie im Traum»*

Kulturgeschichte des Dritten Reiches

**Tim Schanetzky**

*«Kanonen statt Butter»*

Wirtschafts- und Konsumgeschichte des Dritten Reiches

**Birthe Kundrus**

*«Dieser Krieg ist der große Rassenkrieg»*

Krieg und Holocaust in Europa

**Norbert Frei**

*«Es gibt keine Nazis in Deutschland»*

Die Nachgeschichte des Dritten Reiches

**Dietmar Süß**

*«Ein Volk, ein Reich, ein Führer»*

**Die deutsche Gesellschaft im  
Dritten Reich**

**C.H.Beck**

Mit 4 Abbildungen

1. Auflage. 2017

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik und Typografie  
Umschlagabbildung: Österreich – April 1938: Hitler-Anhänger  
auf einer Wahlkampfveranstaltung in Graz,

Foto: Hugo Jaeger/The LIFE Picture Collection/Getty Images

ISBN Buch 978-3-406-67903-2

ISBN eBook 978-3-406-67904-9

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel  
sowie versandkostenfrei auf unserer Website

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de).

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere  
Informationen.

## **Inhalt**

### **«Ein Volk, ein Reich, ein Führer» 7**

#### **I. Terror und Begeisterung 15**

Was ist eigentlich ein Nationalsozialist? 15 – Revolutionen 32 –  
Partei des Volkes 41 – Der deutsche Gruß 50

#### **II. «Führer» und Gefolgschaft 59**

Jugend für den «Führer» 59 – Recht und Moral 73 – Leistung, Lohn  
und Arbeit 84 – Volkskörper 98 – Glaube, Volk und «Führer» 108  
– Träume und Alpträume 122 – Feiern, reisen und marschieren 128

#### **III. Kriegerische Volksgemeinschaft 149**

Pogrom und Partizipation 149 – Die Deutschen und der  
Kriegsbeginn 163 – Richten, vernichten, denunzieren 174 –  
Den Krieg regieren 190 – Für den Krieg arbeiten 199 –  
Massenmord nebenan 221

#### **IV. Glauben, sterben, überleben 231**

Auf der Flucht 231 – Tod und Trauer 242 – Hitler und seine  
Volksgenossen 252 – Endkämpfe 260

#### **Schluss 268**

Dank 273 – Anmerkungen 274 – Bildnachweis 294 –  
Auswahlbibliografie 295 – Personenregister 301



## «Ein Volk, ein Reich, ein Führer»

**W**as ist eigentlich ein Nationalsozialist? Und woran konnte man ihn erkennen: am Hitlergruß, am NSDAP-Mitgliedsbuch, an den aufgerissenen Augen und der Ekstase, wenn der «Führer» sprach? Schon die Zeitgenossen des Dritten Reiches trieb diese Frage um. Im englischen Exil warnte der Publizist Sebastian Haffner indes vor leichten Antworten. Einen Nazi könne man keineswegs daran erkennen, dass er in der Partei sei oder «er eine Hakenkreuzfahne aus seinem Fenster hängt. Heute tut das jeder in Deutschland.»<sup>1</sup> Die «wirklichen Nazis» waren aus Haffners Sicht eine «menschliche und kulturelle Kuriosität»,<sup>2</sup> eine «psychologische Spezies», die sich vor allem an ihrer aktiven Bereitschaft zur Misshandlung und Verfolgung der Juden erkennen lasse, jene Deutschen also, die «dieser allgemeinen und permanenten sadistischen Orgie vorbehaltlos»<sup>3</sup> zustimmten und dabei mitmachten.

Lange hat nach 1945 die Vorstellung dominiert, Nationalsozialisten seien vor allem die «asozialen» Schläger der SA und die enge Führungsclique um Hitler gewesen: Joseph Goebbels, Heinrich Himmler, Hermann Göring, Reinhard Heydrich. Die Nationalsozialisten – das waren, wenn sie überhaupt Gesichter und Namen hatten, KZ-Kommandanten, kleinere oder größere Sadisten, die das personifizierte Böse verkörperten, gleichzeitig aber kaum etwas mit dem deutschen Bürgertum, den Akademikern und Angestellten zu tun hatten. Erst langsam hat sich das Bild um all diejenigen erweitert, die das Räderwerk der Vernichtung durch ihre bürokratischen Kenntnisse und ihre wissenschaftliche Expertise aktiv unterstützten oder zumindest dessen Ziele – ob partiell oder vollumfänglich – teilten. Die scharfe Grenzziehung zwi-

schen *den* Nationalsozialisten und *den* Deutschen hat sich als trügerisch, oftmals als apologetisch erwiesen. Tatsächlich gab es fließende Übergänge: Anpassung und Distanz, Zwang und Begeisterung, Hoffnung und Furcht schlossen sich nicht aus, sondern waren vielfach gleichzeitig anzutreffen.

Die Nationalsozialisten waren lange nur Teil eines breiten antidemokratischen Stromes gewesen. Viele bürgerlich konservative verachteten sie wegen ihrer rüpelhaften Umgangsformen und ihrer Politik der Straße. Gleichwohl überwog das Gefühl, dass jemand dem linken Spuk der Weimarer Republik, den kommunistischen «Umtrieben» und demokratischen Experimenten, ein Ende machen müsse. Diese Kreise mochten mit manchen Entscheidungen und zwielichtigen Figuren der NSDAP unzufrieden sein oder traten ihnen gar offen entgegen. Doch die Hoffnung auf eindeutige Lösungen, die die Demokratie nicht zu bieten vermochte, ließ sie über manchen hässlichen Makel der NS-Bewegung hinwegsehen. Der Nationalsozialismus war keineswegs über die Deutschen hereingebrochen, sondern fand Unterstützung in allen sozialen Gruppen: bei Arbeitern und Bauern, kleinen Angestellten und Beamten, Studenten und Wissenschaftlern, Pastoren, Offizieren, adeligen Großgrundbesitzern und Unternehmern. Es waren vor allem die jüngeren Männer, die 1933 ihre Stunde gekommen sahen; Männer, die sich in den 1920er Jahren noch in den paramilitärischen Kreisen getummelt oder sich in der völkischen Jugend- und Studentenbewegung engagiert hatten. Diese Zwanzig- bis Vierzigjährigen waren es, die sich für das Dritte Reich begeisterten, besonders radikal in ihren Utopien waren und mit der «Machtergreifung» oft große Karrieresprünge machten. Der Nationalsozialismus war für sie Chance zum sozialen Aufstieg, die Möglichkeit, endlich großflächig den «Volkskörper» zu sanieren und die Konflikte der 1930er Jahre mit autoritären und modernen Instrumenten zu befrieden.

Als im März 1938 die Kampagnen für den «Anschluss Österreichs» an das Deutsche Reich auf Hochtouren liefen, wehte über



den Plätzen und Märkten immer wieder ein Spruchband: «Ein Volk, ein Reich, ein Führer». Der Dreiklang gab der Sehnsucht nach nationaler Größe einen besonderen Klang. Er erinnerte an das wilhelminische «Ein Volk, ein Kaiser, ein Reich» und verknüpfte die historische Mission nationaler Erweckung aus der Zeit der Befreiungskriege mit dem Anspruch der Nationalsozialisten, die «Schande» von 1918 zu revidieren. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft deutscher Geschichte verbanden sich – statt mit dem Kaiser nun mit dem «Führer» im Zentrum. Das machte den Slogan so populär.

Die Nationalsozialisten verstanden es, aus dem nationalistischen Ideenpool der deutschen Gesellschaft eine explosive Mischung zu kreieren, die vielen vieles versprach – und ein Maximum an rassistischer Gewalt und territorialer Expansion denkbar machte. Doch was hieß das für die deutsche Gesellschaft? Wie eng verflochten waren privates Glück und kollektive Verbrechen? Brach der Nationalsozialismus alte, verkrustete Strukturen auf? Welche Rolle spielten neue Großorganisationen wie die NSDAP für den sozialen Aufstieg? Wie erlebten Junge und Alte, Männer und Frauen, Katholiken und Protestanten, Arbeiter und Bürgerliche das Dritte Reich? Welche Anforderungen, welche Entbehnungen mutete das Regime ihnen zu? Und wie wirkte sich der Krieg auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen aus? Rassismus und Gewalt, Partizipation und Leistungsideologie: Davon handelt dieses Buch.

Wenn von der völkischen Gemeinschaft die Rede war, ging es keineswegs darum, die soziale Ungleichheit zu beseitigen. Im Gegenteil: Dem Führerstaat war nichts fremder als die Vorstellung, alle Menschen gleich zu behandeln. Insofern bedeutete das Jahr 1933 tatsächlich eine Revolution, nämlich eine Revolution der Beziehungen zwischen Bürger und Staat, in dem individuelle Rechte nun an die rassistische Herkunft gekoppelt waren. Zur Volksgemeinschaft<sup>4</sup> gehörte, wer «deutschen Blutes» war. Vermeintlich wissenschaftliche Kategorien sozialdarwinistischer Auslese be-

stimmten über die Zugehörigkeit zur Nation und galten als neue Messlatte, um an den Wohltaten des Regimes teilzuhaben – oder systematisch ausgegrenzt zu werden. Der Rassismus zog die inneren und äußeren Grenzlinien neu – und je länger das Regime an der Macht blieb, desto radikaler wurden seine Vorstöße. Das Egalitätsversprechen einer rassistisch homogenen Gemeinschaft und der sich ständig erweiternde Kampf gegen «Gemeinschaftsfremde», gegen politische Gegner, «Minderwertige» und Juden gehörten nun zu den Wesensmerkmalen der deutschen Gesellschaft. Die Geschichte der Jahre zwischen 1933 und 1945 ist deshalb vor allem geprägt durch rassistische Ungleichheit, die durch den Staat als neues Strukturprinzip der deutschen Gesellschaft etabliert wurde.

Martin Broszat hat schon vor über 30 Jahren die Wirkungsmacht der Volksgemeinschafts-Parole betont und auf den «Modernitäts- und Mobilisationsappeal» der NS-Bewegung aufmerksam gemacht,<sup>5</sup> der versprach, alte soziale Gegensätze aufzulösen und eine bürgerlich-meritokratische, nationale Massengesellschaft zu schaffen. Sehnsucht nach mehr sozialer Harmonie gab es keineswegs nur in Deutschland, und sie war keineswegs spezifisch für faschistische Diktaturen. Doch anders als beispielsweise der im Krieg entstehende britische Wohlfahrtsstaat oder der amerikanische New Deal gründete sich das nationalsozialistische Zukunftsversprechen auf Rassismus und Gewalt. Gewalt war Teil der politischen Kultur, in der der Nationalsozialismus entstanden war; Gewalt prägte das politische Selbstverständnis, die männlichen Rituale der Bewegung und die Dynamik, mit der die Nationalsozialisten die Weimarer Republik angriffen und schließlich zerstörten. Gewalt war eine zentrale Säule der neuen politischen Ordnung seit 1933, und es gehörte zu den Wesensmerkmalen der NS-Herrschaft, staatliche und parteiamtliche Gewalt immer weiter zu entgrenzen. Das war nicht nur ein abstrakter Prozess, sondern individuell spürbar und öffentlich in der Lebenswelt sichtbar. Der Kampf um Orte und Räume spielte in der Diktatur eine

wichtige Rolle: die Herrschaft über die Plätze, Straßen und Umzüge; der Versuch, die Gerichtssäle im Geist der Volksgemeinschaft umzugestalten; die neuen Lager, in denen Volksgenossinnen und Volksgenossen geschult, die «Gemeinschaftsfremden» gefoltert und ermordet wurden. Den Betrieben schenkte das Regime stets besondere Aufmerksamkeit, schienen doch hier das Unruhepotential und die Gefahr eines neuen «1918» am größten. Die Betriebe waren aber auch der Ort, an dem die Voraussetzungen für den hemmungslosen Zugriff auf die Arbeitskraft der Beschäftigten und damit für den künftigen Krieg geschaffen wurden. In der rassistischen Arbeitsgesellschaft des Dritten Reiches drehte sich alles um Produktivität und Leistung. Auch hier knüpfte der NS-Staat an vorhandene bürgerlich-moderne Werthaltungen an – und gab ihnen doch eine sehr spezifische, radikale Stoßrichtung. Arbeit und Vollbeschäftigung spielten für die Legitimation des Dritten Reiches eine zentrale Rolle – und damit auch die Chancen, die die neuen Organisationen boten: NSDAP und Deutsche Arbeitsfront (DAF), Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV) und Hitler-Jugend (HJ) offerierten mit ihrem Millionenheer an Freiwilligen und hauptamtlichen Funktionären neue Arbeitsplätze und Möglichkeiten zum sozialen Aufstieg.

Für die aus den freien Berufen verdrängten Juden und politisch unliebsamen Beamten fanden sich rasch «arische» Bewerber. Die Germanisierungspolitik in den besetzten Gebieten wiederum eröffnete nach 1939 manchem «Reichsdeutschen» die Möglichkeit zum Aufstieg als neuer «Herrenmensch» über die slawischen «Untermenschen». Der Osten war eine (bis weit ins 19. Jahrhundert reichende) Metapher für die imperiale Sehnsucht nach Platz für das «Volk ohne Raum» und dann seit 1939 Aufmarschgebiet der Wehrmacht, Schlachtfeld, Ausbeutungsobjekt – und Vernichtungsstätte der europäischen Juden. Die Parole «Ein Volk, ein Reich, ein Führer» deutet dies an: Die deutsche Gesellschaft umfasste mehr als das «Altreich» in den Grenzen bis 1937. Mit dem «Anschluss» von 1938 war zudem auch Österreich Teil

der nationalsozialistischen Gesellschaft, geprägt von österreichischen NS-Funktionären und konservativ-klerikalen Eliten, die sich für Hitler und das neue «Großdeutsche Reich» engagierten und keineswegs Opfer der Deutschen waren.

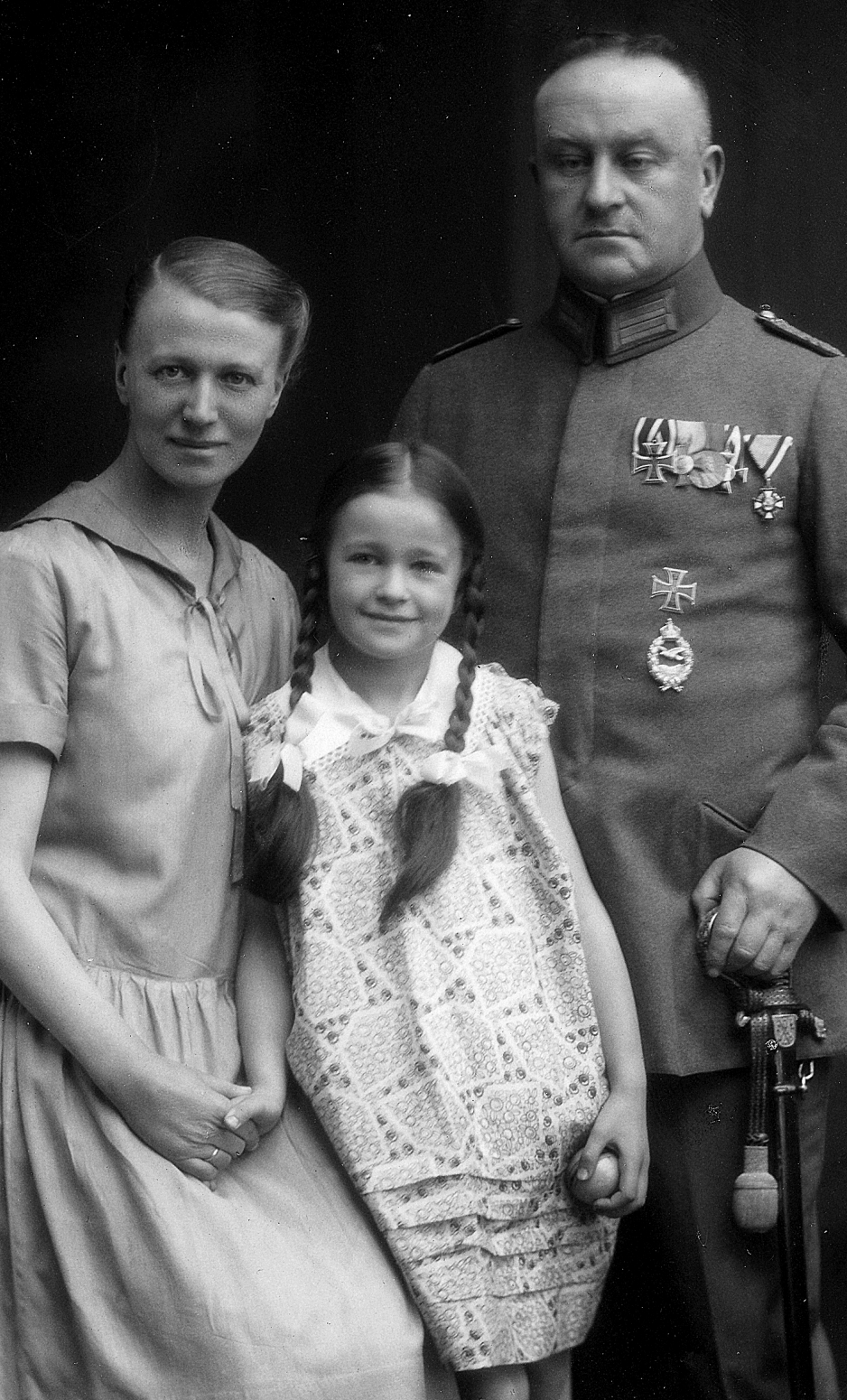
Der Nationalsozialismus zerstörte systematisch Parteien und Gewerkschaften; er löste Vereine und Verbände, die traditionellen Sphären zivilgesellschaftlicher Zusammenkünfte, auf und zwang sie in das neue Organisationsgeflecht der NSDAP. Die Verluste für die deutschen Juden und für die alte Arbeiterbewegung waren immens, und das galt nicht nur für ihre materielle Basis, sondern vor allem für ihre lebensweltliche Verankerung, für ihre Lesezirkel, Sportvereine und Wandergruppen. Die Zerschlagung ihrer Netzwerke und der gleichzeitige Versuch, durch neue nationalsozialistische Organisationen «braune» Varianten einer Zivilgesellschaft zu etablieren, bedeutete eine tiefe historische Zäsur; gleichzeitig schuf die Neuformierung einer neuen Gesellschaftsordnung aber auch neue Energien und Handlungsmöglichkeiten für all jene, die sich zum Dritten Reich bekannten; Energien und Handlungsspielräume der Volksgenossinnen und Volksgenossen, die den Führerstaat bis zum Schluss prägen sollten.

Soziale Beziehungen standen im Dritten Reich im Zeichen permanenter Mobilisierung und Anspannung, die bis in den privaten Lebensraum hineinreichten. «Privatleute gibt es nicht mehr im nationalsozialistischen Deutschland. Privatmann ist man nur noch, wenn man schläft. Sobald du in den Alltag, in das tägliche Leben hineintrittst, bist du ein Soldat Adolf Hitlers», verkündete Robert Ley, der Leiter der Deutschen Arbeitsfront.<sup>6</sup> Das Private konnte Rückzugsraum sein, gleichzeitig unterstand es dem dauernden Anspruch, das eigene Verhalten neu auszurichten und bisherige Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Leben einzureißen. Der Nationalsozialismus forderte eine permanente Entscheidung, sich angemessen und im Sinne der Volksgemeinschaft zu verhalten.

Dieser Prozess der Veralltäglichen der NS-Diktatur hatte seine

eigene Geschwindigkeit und seine spezifische Gewalt. Der etwas sperrige, von Max Weber eingeführte Begriff der Veralltäglichung<sup>7</sup> verweist auf dieses zentrale Moment: die Phase, in der sich der Ausnahmezustand institutionalisierte und die charismatische Bindung zwischen «Führer» und Gefolgschaft in eine (relativ) stabilere Herrschaftsform mündete. Diese Bindung hat ihre eigene Geschichte, nicht nur vor, sondern auch nach 1933, und sie war keineswegs statisch. Hitlers Charisma war nicht einfach da. Es brauchte dafür unterschiedliche Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaften, Organisationen wie die NSDAP, die sich mit einem eigenen Handlungsauftrag versehen glaubten, und noch einmal zusätzlich verschworene Kampfgemeinschaften wie die SS, für die die Treue zum «Führer» eine ganz spezifische Qualität besaß. Der Blick auf die unterschiedlichen und widersprüchlichen Formen und Etappen der Veralltäglichung charismatischer Herrschaft öffnet den Raum für beides: für die Struktur- und Erfahrungsgeschichte des Dritten Reiches und für die Möglichkeit, subjektive Erwartungen, nationalsozialistische Gestaltungsansprüche und bürokratische Rückkopplungen miteinander in Beziehung zu setzen.<sup>8</sup>

Gerade weil das Schlagwort von der Volksgemeinschaft so unterschiedliche Interpretationen zuließ und sowohl Katholiken als auch Protestanten, Sozialdemokraten und völkische Rechte es im Munde führten, entstand hier ein geradezu magischer Begriff, der die Lösung sozialer, ethnischer und politischer Konflikte versprach und mit darüber entschied, was moralisch als richtig und falsch galt. Wie sich der individuelle Erfahrungsraum veränderte, wie sehr das Private politisch wurde und der nationalsozialistische Herrschaftsanspruch in die eigenen vier Wände hineinregierte, das Verhältnis von Männern und Frauen, Eltern und ihren Kindern bestimmte, auch davon erzählt dieses Buch – Lebensgeschichten wie die von Luise Solmitz und ihrer Familie, die am Anfang dieser Gesellschafts- und Alltagsgeschichte des Dritten Reiches steht.



# I.

## Terror und Begeisterung

### Was ist eigentlich ein Nationalsozialist?

«Heil Hitler, Heil Hitlermann», schrie der kleine Hamburger Junge an diesem 6. Februar 1933, einem Montag, während Nationalsozialisten und feldgraue Stahlhelm-Soldaten im Fackelschein an ihm vorbeimarschierten. Luise Solmitz, eine Lehrerin, hatte sich schon eine halbe Stunde früher am Straßenrand eingefunden, um dem Moment «nationaler Erhebung» beizuwohnen. Der Wettergott hatte mitgespielt, es war trocken und windstill. Dann rauschten die Braunhemden wie «Wellen im Meer» an ihr vorbei. Ein «prachtvoller Anblick» sei dies gewesen, notierte sie in ihr Tagebuch, all die «phantastischen Baretts, Stiefel u. Stulpen im zuckenden Licht der Fackeln, die Schläger, die Fahnen». Ein Moment für die Ewigkeit: «Wir waren wie berauscht vor Begeisterung, geblendet vom Licht der Fackeln gerade vor unsern Gesichtern u. immer in ihrem Dunst, wie in einer süßen Wolke von Weihrauch. Und vor uns Männer, Männer, Männer, braun, bunt, grau, braun, eine Flut.»<sup>1</sup>

Noch regierte in Hamburg ein sozialdemokratischer Bürgermeister, noch kämpften in den Arbeitervierteln Sozialdemokraten und Kommunisten gegen die immer selbstbewusster auftrumpfende SA. Und doch erlebte Luise Solmitz bereits die ersten

Tage der neuen, seit dem 30. Januar amtierenden Regierung Adolf Hitler als betörenden Glücksrausch. Auf einmal schien alles möglich. Endlich sprach einer wieder eine klare Sprache gegen allzu freche ausländische Stimmen, endlich fand Deutschland mit Hitler wieder zu sich selbst, endlich wurde die ersehnte Revision von «Versailles» angepackt. Hitler – das war für Luise Solmitz der «Heiland» in «einer bösen, traurigen deutschen Welt»,<sup>2</sup> ein Retter und Erlöser, «ein reiner, guter Mensch», der nur nicht von roten Mörderhänden niedergestreckt werden dürfe. Wohl allen, die sich als Teil dieser «mitreißenden, gewaltigen Volksbewegung» fühlen durften und mit in die Parole einstimmen konnten – «Ein Volk, ein Reich, ein Führer»!

Luise, geboren 1889, war keine Nationalsozialistin der ersten Stunde. Sie stammte aus einer konservativ-bürgerlichen Kaufmannsfamilie und war mit dem Maschinenbauingenieur und Berufssoldaten Friedrich Solmitz verheiratet. Ihr Bruder Werner engagierte sich während der Weimarer Republik für die links-liberale DDP, mit der auch Luise anfangs sympathisierte. Das Engagement aber blieb ein kurzes Intermezzo – ihr politisches Herz schlug schwarz-weiß-rot. So lebte das Hamburger Paar nicht reich, aber doch auskömmlich, auch nach der Pensionierung von Friedrich Solmitz, der als Major ein Ruhegehalt bezog und freiberuflich für Industrie und städtische Unternehmen arbeitete. Privat bewegte sich die Familie Solmitz in soldatischen und völkischen Zirkeln. Schon 1930 hatte Luise das erste Mal NSDAP gewählt, war dann aber wieder zur DNVP zurückgekehrt. Nun fühlte sie sich mitgerissen von Hitlers Aufruf, von diesem «geniale[n] Mensch[en]»,<sup>3</sup> dessen Programm ganz das ihre war: «Deutschland!»<sup>4</sup>

Gefühle spielten dabei eine besondere Rolle: die betörende Atmosphäre der trommelnden Sammlungsbewegung, das gemeinsame Radiohören und Warten auf Hitlers Stimme, die Vergemeinschaftung mit den vielen Gleichgesinnten, die neuen stolzen Uniformen mit Hakenkreuzbinden und der Hitlergruß.



Als Hitler am 3. März 1933 Hamburg besuchte, war auch Luise mit ihrem Mann auf den Beinen.<sup>5</sup> Eine neue Zeit schien angebrochen. Unterwegs «voll vaterländischen Schwunges», empfand sie es beinahe als Beleidigung, wenn jemand sie mit «Guten Tag» und nicht mit «Heil Hitler» begrüßte. Den «Führer» zu sehen, das hieß vor allem: Massen an Menschen, die sich in den Straßen drängten: «In der Grindelallee aber begegneten uns die Mecklenburger Polizisten, mit Standarte, doch verhüllt, weil sie wohl erst vorm «Führer» entfaltet werden sollte; klingendes Spiel, die Offiziere mit blanker Waffe, die Armbinde trug jeder, die Hände hoben sich zum Hitlergruß. Wir alle standen, wie die Erwachenden. Es war wie 1914, jeder hätte jedem um den Hals fallen mögen im Zeichen Hitlers. Trunkenheit ohne Wein.» Doch damit nicht genug. Luise Solmitz ging, so empfand sie es jedenfalls, nicht in der Masse unter. Im Gegenteil: Sie war selbstbewusst und trug in einem außerordentlichen Moment selbst zur nationalen Erhebung bei: «Ich war so rastlos, die Begeisterung saß mir so im Blut, daß ich mit Fredy durch die waschküchenwarmen Straßen schlenderte, über deren Pflaster noch immer kniehoch der weiße Nebel kroch – da rückten die sechs Mannschaftswagen der Mecklenburger ab! [...] so wagte ich es jetzt: «Heil Hitler» zu rufen, u[nd], siehe da, begeisterter Jubel aus allen Wagen, Hände hoben sich, Lieder setzten ein, die paar Leute in der Dunkelheit hinter uns riefen mit, Polizei u. Volk waren eins in Hitler.»

Der Nationalsozialismus forderte ein offenes Bekenntnis. Streng urteilte Luise über alle, die im Frühling 1933 noch zögerten oder gar an Hitler zweifelten; schlimmer nur waren all diejenigen, die abseitsgestanden hatten und sich nun im Sog des Erfolgs in die nationalsozialistische Bewegung einschlichen – solche Trittbrettfahrer und «Märzgefallenen» wie ihr eigener Bruder Werner. Er hatte seit 1929 als Journalist für die Presseabteilung der Reichsregierung gearbeitet und war trotz seiner politischen Vergangenheit in Goebbels' Propagandaministerium weiterbeschäftigt worden – ein Skandal, wie Luise fand, den sie selbst,

trotz einer gewissen Scham, der NSDAP-Auslandsabteilung zur Kenntnis brachte. Einen solchen «Gesinnungslump»<sup>6</sup> könne sie nicht mittragen, das würde schließlich Hitler hintergehen. Bitter notierte sie: «Geltung, u. Entgelt für Zersetzung ist die Losung. Wie konnte Goebbels sich so täuschen lassen.» Nur der Zufall wollte es, dass ihre Briefabschriften an die Partei folgenlos blieben und Werner nichts von der Denunziation seiner Schwester erfuhr.

Gegenüber dem Schicksal der politischen Linken war sie wenig zimperlich. Die alten Demokraten waren für sie nur noch Lachnummern und die Kommunisten Feinde, die kein besonderes Mitleid verdienten. Die Gewalt der Straße schien für sie einzig von den «Roten» inszeniert – die Nationalsozialisten und SA-Trupps waren in ihren Augen unschuldige Opfer, die sich allenfalls gegen die feigen Übergriffe zur Wehr setzten. Deutschland jedenfalls erlebte in ihren Augen gerade eine «Revolution, ein[en] Staatsstreich von rechts» – und sie und ihr Mann empfanden «eine Riesenfreude», als sie am 8. März auf dem Rückweg von einem Besuch am Rathaus vorbeikamen und aus dem «widerlichen» Platz der Republik über Nacht der «Adolf-Hitler-Platz» geworden war.<sup>7</sup>

War Luise Solmitz eine überzeugte Nationalsozialistin?<sup>8</sup> Die Antwort scheint auf den ersten Blick klar: Glaube an den «Erlöser» Hitler, nationalistischer Chauvinismus, Kampf gegen die «Schmach von Versailles» und die Verachtung der Demokratie. All das findet sich bei Luise Solmitz und vielen Deutschen in diesen Momenten des Jahres 1933. Doch schon die Geschichte ihres Bruders macht deutlich, dass die Mitarbeit für das Regime sehr unterschiedlich motiviert sein konnte. Im Frühjahr 1933 gab es auch ganz andere Stimmen, solche, die das neue Kabinett allenfalls als Übergangsphänomen betrachteten und keineswegs glauben wollten, dass eine neue Zeitrechnung begonnen habe. Und es gab die vielen Kommunisten und Sozialdemokraten, die im neuen Regime vor allem einen, wie Kurt Schumacher es während

einer hitzigen Redeschlacht im Reichstag 1932 nannte, «dauernden Appell an den inneren Schweinehund im Menschen»<sup>9</sup> sahen.

Auch Luise Solmitz' Lebensgeschichte ist weniger eindeutig, als man dies auf den ersten Blick vermuten könnte. So groß ihre Begeisterung für den «Führer», so verhalten, ja erschrocken war ihre Reaktion auf die antijüdischen April-Pogrome, als SA und NSDAP zum Boykott jüdischer Geschäfte aufriefen und diejenigen bedrohten, die weiterhin bei ihren jüdischen Händlern einkaufen wollten. Ja, sie sei von ihrem Vater antisemitisch erzogen und stehe dazu noch heute, und sie könne gar nicht glauben, dass sie einmal mit den Juden mitfühlen würde, aber, so ihr Selbstgespräch: «Ich hasse, hasse Ungerechtigkeit.»<sup>10</sup> Die Übergriffe seien ein «bitterböser Aprilscherz», der noch lange fortwirken werde, die meisten Menschen könnten innerlich diesen Übergriffen nicht zustimmen. «Man schämte sich vor jedem bekleisterten Geschäft u. vor jedem Juden [...]» Wie man mit den Juden umgehen solle, spielte in ihren privaten Gesprächen eine zentrale Rolle, und sie hatte es sich nicht nehmen lassen, trotz ihrer grundsätzlichen Unterstützung der antijüdischen Politik bei ihrem alten jüdischen Kaufmann demonstrativ einzukaufen. Und doch: Um die «für den Augenblick» verschwundenen «Unterweltsercheinungen aus Ostgalizien» schien es ihr im gleichen Atemzug nicht schade zu sein.<sup>11</sup> An der Verdrängung jüdischer Lehrer hatte sie jedenfalls nichts auszusetzen.<sup>12</sup> Vorbehalte gegenüber offener Gewalt, gleichzeitig Zustimmung zur Ausdehnung antisemitischer Gesetzgebung – das musste im April 1933 kein Widerspruch sein.

Ende Mai 1933 erschütterte die Familie Solmitz indes ein kleines Schreiben, das ihre Tochter Gisela aus der Schule mitgebracht hatte und das eines der lange gehüteten Familiengeheimnisse zu lüften drohte. Die Eltern sollten auf einem Formular angeben, ob sie «arischer» Abstammung waren – eine Frage, die dem Mädchen keinerlei Kopfzerbrechen machte, war sie doch eine, wie das

ihre Mutter notiert hatte, «Judenhasserin».<sup>13</sup> Anders dagegen ihr Vater: Friedrich war, was Luise wusste, aber niemals ausgesprochen hatte, das Kind jüdischer Eltern. Als Frontkämpfer des Ersten Weltkrieges war er bisher von den wachsenden Repressionen ausgenommen gewesen. Nun aber zwang ihn das Schreiben der Schule zu einem Bekenntnis wider Willen – und zu einer existenziellen Krise: Ein Offizier mit jüdischen Wurzeln, geprägt vom Selbsthass auf die eigene Biografie; seine antisemitisch-nationalistische Frau, die sich ganz auf der Seite des Regimes sah und selbst in den Sog antijüdischer Politik geraten sollte; eine Tochter, die jetzt mit wachsender Stigmatisierung zu rechnen hatte, obwohl sie noch wenige Wochen zuvor davon überzeugt gewesen war, sich niemals in einen Juden verlieben zu können. Das Ehepaar Solmitz war verzweifelt, zumal sich Friedrich nach einigem Nachdenken entschlossen hatte, als Soldat die Wahrheit sagen zu müssen. Erschütternd fand Luise die Folgen nicht nur für sie, sondern auch für ihre Tochter: «Ein Kind, so deutsch erzogen in Denken, Schrift, Fremdwortvermeidung, so voll Anstand u. Ehrlichkeit, so voll von Vertrauen u. Fröhlichkeit, – so von Glauben u. Begeisterung für Hitler u. das wird plötzlich ausgestoßen aus einer Gemeinschaft in der es sich gleichberechtigt glaubte, jedes Straßenkind ein Edelarier gegen es!»<sup>14</sup>

Für die Familie begann eine schwere Zeit, doch Luise war froh, dass sie sich mit ihrem Ehemann ausgesprochen hatte. Das Jahr 1933 hatte mit Euphorie begonnen und doch für die beiden deutschnationalen Patrioten alles verändert. Luise Solmitz verteidigte weiterhin – anders als ihr Mann – manches neue anti-jüdische Gesetz; gleichzeitig haderte sie mit ihrem Schicksal und der Biografie ihres Mannes. Hitler blieb ihr unumstößlicher Fixstern. Doch die ungetrübte Begeisterung ebte angesichts der alltäglichen Begrenzungen langsam ab. An Silvester 1933 bemerkte sie: «1933 hat uns das Dritte Reich gebracht, mit ihm, für uns persönlich, eine harte Nuß zu knacken, – wir werden nie damit fertig werden: die Arierfrage.»<sup>15</sup>

Ein berauschendes, ein schwieriges Jahr lag hinter Luise Solmitz. Es hatte am 30. Januar mit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler begonnen, der umgeben war von demokratiefeindlichen Konservativen und Nationalisten. Sie gingen fest davon aus, den Chef des neuen Präsidialkabinetts am ausgestreckten Arm verhungern lassen zu können, um selbst bald das Kommando zu übernehmen. Am Abend marschierten siegestrunkene Nationalsozialisten in einem Fackelzug durch das Berliner Regierungsviertel, an der Spitze die Schläger der Berliner SA, begleitet von zahlreichen Schaulustigen und der freundlich gesinnten Polizei. Hitler und der greise Reichspräsident Paul von Hindenburg verfolgten den Aufzug in der Reichskanzlei; Hitler im Neubau, Hindenburg im alten Palais Radziwill. Ein Scheinwerfer der Polizei sorgte dafür, dass Hitlers Fenster trotz Dunkelheit erleuchtet war. Alle Welt konnte sehen, wessen Parade das Staatsoberhaupt der Weimarer Republik an diesem Abend abnahm. Während die deutschnationale Presse den Abend als «Huldigung von Hunderttausenden vor Hindenburg» feierte, notierte Joseph Goebbels, Hitlers oberster Trommler und Propagandachef, in sein Tagebuch: «Es ist soweit. Wir sitzen in der Wilhelmstraße. Hitler ist Reichskanzler. Wie ein Märchen.»<sup>16</sup>

Wer an diesem 30. Januar und den folgenden Tagen die Zeitung aufschlug, konnte nicht nur auf der Titelseite erkennen, was die Regierungszeit Hitlers bedeuten würde: Überall im Reich berichteten die Blätter in ihren Lokalteilen von gewalttätigen Zusammenstößen, Verhaftungswellen, antisemitischen Ausschreitungen und nächtlichen Überfällen. Mancherorts regten sich Widerstand und Protest; Kommunisten und Sozialdemokraten gingen in Düsseldorf, Hamburg und Halle, in Mannheim, München und Magdeburg auf die Straße, klebten nachts Plakate, bemalten Häuserwände und Brückenpfeiler mit Parolen oder durchtrennten, wie in Stuttgart, das Kabel für die Rundfunkübertragung der in der Stadthalle stattfindenden Großkundgebung mit Adolf Hitler. Diese «Kabel-Attentäter» vom 15. Februar 1933 erhielten we-

gen «Telegraphenbetriebsgefährdung» Haftstrafen von bis zu zwei Jahren.

Die Kraft für einen Generalstreik brachte die Linke allerdings nur in der beschaulichen kleinen württembergischen Kleinstadt Mössingen auf, in der am 31. Januar immerhin 800 bis 1000 Arbeiterinnen und Arbeiter gegen Hitler auf die Straße gingen und ihre Betriebe stilllegten. Am Fuße der schwäbischen Alb währte sich die Arbeiterklasse in diesem Moment als Teil einer historischen Bewegung – und merkte erst spät, dass der Streikaufruf im Rest des Reiches weitgehend verpufft war. Eine Staffel der Reutlinger Bereitschaftspolizei löste den mutigen Protest gegen Hitler auf; 80 Streikende wurden noch im selben Jahr wegen Landfriedensbruchs und Hochverrats zu Haftstrafen zwischen drei Monaten und viereinhalb Jahren verurteilt. Oft waren es die eigenen Nachbarn gewesen, die der Polizei die entscheidenden Hinweise gegeben hatten.

Manch einer innerhalb der Gewerkschaften wollte oder konnte zu diesem Zeitpunkt nicht glauben, dass die Regierung Hitler von Dauer, ja stark genug sei, die Weimarer Demokratie tatsächlich aus den Angeln zu heben. Hitler galt als kurze Episode in der Umklammerung durch die Kräfte der reaktionären Bourgeoisie. Umso mehr setzte die republiktreue Arbeiterbewegung auf einen strikten Legalitätskurs, verkannte aber dabei, wie weit die Erosion der demokratischen Ordnung schon vorangeschritten war. In der historischen Rückschau mag das naiv wirken. Verständlich wird es nur vor der Erfahrung der jahrelangen Feindschaft von Kommunisten und der politischen Rechten gegen die Republik. Die Wunden, die sich die Arbeiterparteien in den Weimarer Jahren gegenseitig zugefügt hatten, waren tief, die Vorwürfe hemmungslos: Sozialdemokraten galten als «Arbeiterverräter», die Kommunisten wiederum als «rotlackierte Doppelausgabe der Nationalsozialisten» (Kurt Schumacher) – selbst in der äußersten Not blieb da wenig Platz für das notwendige gegenseitige Vertrauen, um gemeinsam Hitler zu stoppen.

In der Sprache der Nationalsozialisten war der 30. Januar 1933 zunächst der Tag der «Machtübernahme», der Augenblick, in dem Hitler und die Seinen die alte Ordnung überwunden und das Dritte Reich etabliert hatten. Dass dies mit der historischen Wirklichkeit nicht viel zu tun hatte, spielte keine Rolle. Denn der Begriff übergang geflissentlich die zunächst keineswegs klare Herrschaftsverteilung zwischen Nationalsozialisten und alten Eliten und verdeckte die große Unterstützung, die Hitler, Göring und Goebbels auf ihrem Weg zur Macht durch die reaktionären Kreise um Reichspräsident Hindenburg erhalten hatten. Wenn später häufiger von «Machtergreifung» die Rede war, sollte damit das Entschlossene, das Zupackende der jungen NS-Bewegung suggeriert werden<sup>17</sup> – einer Partei, die bei den letzten freien Reichstagswahlen im November 1932 ihren Zenit überschritten zu haben schien. Bis dahin war die NSDAP, zunächst in den Ländern, dann auch im Reich, von Wahlerfolg zu Wahlerfolg geeilt und hatte mehr Wählerstimmen auf sich vereinen können, als es je eine andere Partei im Laufe der Weimarer Republik vermocht hatte. Ihre Wähler stammten, anders als man das lange vermutet hatte, keineswegs überdurchschnittlich aus dem Kreis der gebeutelten Arbeitslosen; und auch die Jungwähler waren nicht für den Aufstieg der NSDAP zur Massenpartei verantwortlich. Die NSDAP vermochte es, Wähler aus unterschiedlichen sozialen Schichten anzuziehen, darunter auch viele Arbeiter. Unter den NSDAP-Wählern befanden sich – je nach Zeitpunkt und Region – etwa 30 bis 40 Prozent Arbeiter, wobei sich die NSDAP in den industriellen Zentren, dort, wo die Arbeiterbewegung besonders gut organisiert waren, deutlich schwerer tat.<sup>18</sup> Auch in den katholischen Regionen des Reiches, im Süden und Westen, blieben die Vorbehalte der Wählerinnen und Wähler lange massiv. Ganz immun gegenüber den Verheißungen der Nationalsozialisten blieben aber auch sie nicht.

Das galt noch weniger für die protestantisch-ländlichen Regionen wie Ostpreußen oder Mittelfranken, frühen nationalsozialis-

tischen Hochburgen, an denen sich der Aufstieg der völkischen Rechten sehr genau ablesen lässt; dort wirkte die NSDAP als eine Art «Sammlungsbewegung des bürgerlich-protestantischen Lagers».<sup>19</sup> Ihr gelang es seit Ende der 1920er Jahre, das nationalistisch-protestantische Milieu, das bislang nationalliberal oder deutsch-national gewählt hatte, aufzusaugen – ein Milieu, aus dem auch Luise Solmitz stammte. Schritt für Schritt etablierte sich die NSDAP als Sprachrohr antiliberaler, antisozialistischer, antiparlamentarischer Ressentiments und als Schutzpatronin des christlich-nationalistischen Deutschtums; sie knüpfte mit ihrer Sprache der Demokratiekritik und des Antikapitalismus an regionale und berufsständische Traditionen bürgerlich-konservativer Eliten an und eroberte so schon vor 1933 wichtige gesellschaftliche Räume: in den völkischen Kriegs- und Heimatverbänden ebenso wie in den Turn- und Sportvereinen, den Studentenverbindungen, Lehrerseminaren und Pfarrhaushalten. Gerade in diesen bürgerlichen Kreisen, die als lokale Honoratioren den Ton angaben, galt die NSDAP zunehmend als Option, die ein Ende der parlamentarischen «Schwatzbuden» versprach. Groß war deshalb auch hier die Hoffnung, dass das neue Kabinett der «nationalen Konzentration» endlich Erlösung bringen würde. Endlich, so konnte man hören, würde mit der ungeliebten Republik Schluss gemacht und die «Schmach von Versailles» getilgt werden.

Die «Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat»,<sup>20</sup> erlassen einen Tag nach dem Reichstagsbrand am 28. Februar 1933, machte aus der Republik schließlich ein Land im Ausnahmezustand. Ein Kommunist am Tatort genügte der neuen Hitler-Regierung als Beleg für die akute Gefahr eines vermeintlich drohenden Staatsstreichs von links. Die «Reichstagsbrandverordnung» schränkte persönliche Grundrechte weiter ein: Seine Meinung zu sagen galt nun als potentiell staatsgefährdend, die Unverletzbarkeit der Wohnung sowie das Brief- und Fernmeldegeheimnis waren aufgehoben, politische Gegner konnten in



«Schutzhaft» genommen werden – der Beginn einer weiteren großen Terrorwelle gegen die politische Linke. Zugleich ermöglichte die Verordnung der neuen Regierung es, massiven Druck auf die noch demokratisch regierten Länder auszuüben: Bei mangelnder Gefahrenabwehr sollten die Landesregierungen notfalls durch Reichskommissare ersetzt werden – die Vorstufe zur Gleichschaltung der Länder am 31. März 1933,<sup>21</sup> die die letzten demokratisch-föderalen Bastionen im Reich zertrümmerte. Das Instrument der Ausnahmezustandsverordnung war keine genuine Erfindung der Nationalsozialisten, und doch machten sie es sich besonders zunutze, indem sie mit ihm auf die zivilen und polizeilichen Behörden zugriffen, um die demokratischen Grundrechte zu suspendieren und die politische Opposition auf pseudo-legalen Wege auszuschalten.

Es war die schier unglaubliche Geschwindigkeit, mit der sich die politischen Verhältnisse veränderten, die die Zeitgenossen überraschte, viele von ihnen euphorisierte, aber auch nicht wenige erschütterte. Die Fieberkurve des politischen Verfalls stieg von Tag zu Tag. In den Aufzeichnungen der Gegner des Nationalsozialismus war immer wieder von der Erschütterung zu lesen, in «solchen Zeiten» leben zu müssen; Zeiten, in denen – wie der jüdische Breslauer Lehrer, Sozialdemokrat und Historiker Willy Cohn in seinem Tagebuch notierte – die «braunen Horden»<sup>22</sup> sich wie Sieger benahmen und das Straßenbild beherrschten. Gegen die KPD gehe die Polizei nun «auch ganz anders vor als gegen die Nazis»,<sup>23</sup> und es seien wohl «trübe Zeiten, besonders für uns Juden».<sup>24</sup> Am 30. Januar hatte er das festgehalten und nur eine knappe Woche später berichtete er von einem Vorfall, der ihn aufs Neue schwer traf: Einer seiner früheren Schüler, Walter Steinfeld, war nach einer sozialdemokratischen Kundgebung von SA-Leuten in Breslau umgebracht worden. «Ja, wir leben in herrlichen Zeiten in diesem Hitlerdeutschland, und das ist erst der Anfang»,<sup>25</sup> bemerkte er bitter und wurde beinahe täglich Zeuge von weiteren Übergriffen. «Man geht jetzt ungern auf die

Straße, immer sieht man die verhaßten braunen Bürgerkriegssoldaten.»<sup>26</sup> Die Straßen und öffentlichen Räume, das waren die Orte, an denen sich die neuen Kräfteverhältnisse zuerst zeigten – und an denen aus der Weimarer Republik das Dritte Reich wurde.

Willy Cohn erlebte diese Wochen wie so viele Linke als Augenblicke sich überschlagender, kaum für möglich gehaltener Schreckensnachrichten. In der Schule tauchten seine Schüler in brauner Uniform auf, ehemalige Zöglinge und deren Eltern grüßten nicht mehr, es gab die ersten Nachrichten von Flüchtenden, die Straßen seiner Stadt waren für Sozialdemokraten und Juden nicht mehr sicher, und jeder spürte, dass bereits in diesem Moment das Recht nur noch ein fauliges Überbleibsel der Vergangenheit war. Die Verdächtigen, die nach der Ermordung seines Schülers Steinfeld festgenommen worden waren, konnten die Haftanstalt jedenfalls bald wieder verlassen. «Nirgends ist mehr Recht in Deutschland», empörte sich Cohn am 24. Februar.<sup>27</sup> Für Juden sei Deutschland kein sicherer Platz mehr, auch deshalb, weil die Regierenden den Volkszorn immer weiter anstachelten – und dieser sich anstacheln ließ: «Die Leidenschaften der Massen werden aufs äußerste aufgepeitscht. So wie im Mittelalter! Zum Teil schlimmer! Man möchte so gern an all das nicht denken, aber es geht nicht!»<sup>28</sup>

Zugleich machte sich die Verzweiflung über die Schwäche der Opposition, auch über den politischen Opportunismus derer breit, die nun, in den Monaten Februar und März 1933, mit den Nationalsozialisten schrien. Alle Gegenkräfte schienen, wie der Romanist Victor Klemperer verzweifelt festhielt, in diesen Märztagen des Jahres 1933 «wie vom Erdboden verschwunden».<sup>29</sup> Bei der Reichstagswahl vom 5. März, die tatsächlich die letzte Wahl vor Anbeginn des «Tausendjährigen Reiches» sein sollte, hatte er zusammen mit seiner Frau für die demokratischen Parteien und gegen Hitler gestimmt. Doch selbst die Niederlage von 1918 habe ihn nicht so sehr erschüttert wie der «jetzige Zustand».<sup>30</sup> Das Er-

gebnis der Reichstagswahlen war zwar viel weniger deutlich ausgefallen als von den Nationalsozialisten erhofft: 43,9 Prozent für die NSDAP, während Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam trotz aller Repressionen auf 30,6 Prozent der Stimmen kamen – in Berlin sogar auf mehr als 50 Prozent. Doch das Ergebnis genügte den Nationalsozialisten, um alle tragenden Säulen des Rechtsstaates einzureißen und dies als Akt plebiszitärer Entscheidung zu feiern. Mit dem «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich»<sup>31</sup> vom 24. März war es der Regierung möglich, ohne Mitsprache des Parlamentes Gesetze zu erlassen; Gesetze, die von der Verfassung abweichen konnten, keiner weiteren parlamentarischen Kontrolle unterlagen und damit das Ende der demokratischen Ordnung besiegelten.

Wie sehr dies sein Leben als deutsch-jüdischer Patriot und Demokrat verändern würde, bemerkte Victor Klemperer aufgrund zweier Begegnungen, die er unter dem Datum vom 22. März festhielt: Bei einem befreundeten Dresdner Professor hatte das «brave» Dienstmädchen mit dem Hinweis gekündigt, ihr sei eine sichere Stelle angeboten worden, und der «Herr Professor werde doch wohl bald nicht mehr in der Lage sein, sich ein Mädchen zu halten».<sup>32</sup> Eine andere Bekannte berichtete von ihren Erfahrungen in einer Schule in Meißen, in der «alles vor dem Hakenkreuz kriecht, um seine Stellung zittert, sich gegenseitig beobachtet und mißtraut».<sup>33</sup> Erschreckt berichtete sie vom alltäglichen Grauen des nationalsozialistischen Siegeszugs, der damit begann, dass ein Hakenkreuz am Arm eine bis dahin ungekannte Autorität verlieh. Lehrer standen über Nacht vor der Frage, ob es ihnen erlaubt sei, Schüler zu maßregeln, die verbotenerweise auf dem Korridor sangen – nur eben keine Kinderlieder, sondern das «Horst-Wessel-Lied». Während Kollegen die Aufsicht führende Lehrerin drängten, das Treiben zu stoppen, rief sie dagegen verzweifelt: «Tun *Sie* das doch! Wenn ich *dies* Grölen verbiete, heißt es, ich sei gegen ein nationales Lied eingeschritten, und ich fliege!» Die Mädels grölten weiter.»<sup>34</sup> Noch ging es, wie Klemperer

meinte, nicht ums nackte Überleben, wohl aber «um Brot und Freiheit» – und um eine innere Haltung zu den neuen Zumutungen und sich neu herausbildenden, sichtbaren und unsichtbaren Grenzlinien der Gesellschaft im Dritten Reich.

Trotz «Revolution» arbeiteten die Verwaltungen, funktionierte die Müllabfuhr und fuhren die Straßenbahnen, galten für die Amtsstuben die gleichen Öffnungs- und in den Betrieben die gleichen Arbeitszeiten. Alltag und Routine begleiteten die Zäsur der «Machtergreifung», zu der gehörte, dass sich ein erheblicher Teil der bürgerlich-nationalen Mehrheitsbevölkerung zumindest indifferent, wenn nicht gar zustimmend gegenüber der Gewaltexplosion des Umbruchs verhielt. Schließlich richtete sich die Gewalt primär gegen Sozialdemokraten und Kommunisten, und die Sprache des Antikommunismus und «Antimarxismus» fand Gehör – gerade in den konservativen Wohnzimmern und Pfarrhäusern, wo es sonst durchaus Vorbehalte gegenüber dem Nationalsozialismus gab.

Sich an die Gewalt gegen den politischen Feind zu gewöhnen gehörte wohl mit zu den wichtigsten Veränderungen, die die deutsche Gesellschaft in den 1930er Jahren erlebte. Sie trug mit dazu bei, dass die gewalttätigen Übergriffe im Februar und März 1933 bisweilen als angemessene Form der «Disziplinierung» oder als vielleicht harte, aber doch notwendige Form galten, wieder «Ordnung» zu schaffen. So war es beispielsweise möglich, dass Hans Ritter von Lex, führendes Mitglied der Bayerischen Volkspartei, deren katholische Parteimitglieder selbst Repressionen ausgesetzt waren, im März 1933 Reichskanzler Hitler versicherte, die BVP sei mit der «Niederringung des Marxismus einverstanden, aber in Formen, die dem christlichen Sittengesetz entsprechen». Da der Kommunismus «sich selbst außerhalb des Staates gestellt habe, [...] könne die Bayerische Volkspartei in weitest gehendem Maße mitgehen. Daß man das deutsche Volk auch unter Anwendung strengster Methoden von dieser Verseuchung befreie, sei gemeinsame Forderung aller vaterländisch gesinnten

Kreise. Bei der Sozialdemokratie handle es sich um eine Richtung des Marxismus, der gegenüber man weniger die physische Ausrottung als die geistige Überwindung anwenden solle.» Zur Erläuterung fügte er hinzu: «Es widerspreche nicht unserem christlichen Gewissen, wenn die politischen Machthaber beispielsweise 1 000 Funktionäre der Sozialdemokratie in Schutzhaft nähmen unter menschenwürdiger Behandlung, um eine Gegenaktion in den Tagen der Umwälzung hintan zu halten. Man könne es auch damit vereinbaren, wenn nach der Erringung der staatlichen Gewalt durch die nationale Revolution gegen Gegenrevolutionäre in gesetzlichen Formen unter Einschaltung einer Gerichtsinstanz schärfstens vorgegangen werde. Nicht mehr könnte man es dagegen mit dem christlichen Gewissen vereinbaren, wenn etwa eine terroristische Entwicklung in der Form einsetzen würde, daß politische Gegner willkürlich gegriffen und an die Wand gestellt würden.»<sup>35</sup>

Die Prinzipien des Rechtsstaates galten in diesem Sinne nicht mehr für alle, sondern nur noch für die «vaterländischen» Teile der deutschen Gesellschaft und auch für sie nicht mehr voraussetzungslos. Antikommunismus war die gemeinsame Klammer zwischen Nationalsozialisten und Konservativen und schuf die Grundlage dafür, dass Christen sich nicht mehr darüber zu empören brauchten, wenn ihre kommunistischen Nachbarn von den SA-Truppen ermordet und die Täter später von den Gerichten freigesprochen wurden. Im Gegenteil: Die Anerkennung von Gewalt als legitimem Mittel zur Beseitigung des inneren politischen Feindes kannte zwar ihre Grenzen. Aber das Freund-Feind-Denken und die Bereitschaft, die Verletzung rechtsstaatlicher Prinzipien zur Bekämpfung eines fiktiven Notstandes zu stützen, waren im Frühjahr 1933 tief im Herzen des deutschen Bürgertums verankert.

Doch was war das nun eigentlich, dieses neue Dritte Reich? Über welchen Grad an Unterstützung verfügte es? Ähnlich wie manch deutscher Beobachter sahen auch ausländische Diploma-

ten die Regierung Hitler/Papen zunächst als ein Übergangspänomen. Der US-amerikanische Generalkonsul George S. Messersmith drahtete am 3. Februar in die Heimat, die Hitler-Regierung sei nur eine Stufe auf dem Weg zu stabileren politischen Verhältnissen in Deutschland; eine politische Führung ohne lange Überlebensgarantie. Die Menschen seien müde, sie spürten, wie sich die Dinge verbesserten, und wollten keine politischen Experimente.<sup>36</sup> Zeitgleich verzeichneten die Berichte der internationalen Botschafter aber auch die Vielzahl der gewalttätigen Übergriffe und den alltäglichen Terror nationalsozialistischer Schlägertrupps, die das Straßenbild bestimmten und sich gegen die Opposition, gegen Juden und auch gegen Ausländer richteten. Und obwohl es immer kleiner werdende kommunistische und sozialistische Widerstandskreise gebe, so das Urteil eines US-Generalkonsuls in Stuttgart, unterstütze die überwiegende Mehrheit die neue faschistische Regierung. Die ausländischen Beobachter waren sich keineswegs sicher, wie weit der Rückhalt in diesen ersten Monaten reichte. Waren es die «Massen» selbst, die die Regierung vor sich hertrieb, oder das Charisma Hitlers, das die Deutschen bezauberte? Die Suche nach Stabilität und geordneten Verhältnissen, ein gottesfürchtiges, dienstbeflissenes und gegenüber den Nachbarn höfliches Auftreten ließ sich aus der Sicht der Diplomaten durchaus mit der Begeisterung für den Nationalsozialismus vereinbaren.

Das Verhalten der deutschen Bevölkerung blieb für die auswärtigen Beobachter unklar: Einerseits betonten US-Diplomaten im Frühjahr 1933, dass die Mehrheit der Deutschen den Nationalsozialismus wohl nicht unterstützen und das Regime keine allgemeine Zustimmung finde.<sup>37</sup> Im Mai 1933 berichtete dagegen Generalkonsul Hathaway aus München nach Washington, dass die meisten Deutschen geschlossen hinter Hitler stünden. Ein besseres Leben – das sei es, was sie von Hitler erwarteten, und deshalb würden sie ihm folgen. Im Sommer 1933 bemerkte Henri Jordan, der Leiter der französischen Kultureinrichtung Maison